

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 119.

Sonntag, 21. Mai.

1916.

(18. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

(Nachdruck verboten.)

Von Hans Beder (Wiesbaden).

Als der Student sich geweigert, die Flasche zu holen, hatte Tartakow aufspringen wollen, um selbst ins Nebenzimmer zu gehen, doch die Furcht, daß jener inzwischen fortgehen könnte, schien ihn zurückzuhalten. Er ließ sich von Sergei in einen Sessel ziehen und wartete einige Minuten vor sich hin. Dann fing er wieder an zu sprechen:

„Siehst du, Jungenchen, das ist mein Leben, so war es immer die letzten Jahre — einen Käufer hat sie aus mir gemacht. Das erste Mal, als sie mich betrogen, habe ich ihr verziehen — auch das zweite und dritte Mal und so weiter, dann — ich konnte nicht anders, ich liebte sie, und wenn sie mir drohte, von mir fortzugehen, habe ich auf den Knien vor ihr gelegen und um Verzeihung gebittelt. Hörst du — ich habe um Verzeihung gebittelt, weil sie mich betrogen und ich mich dagegen aufgelegt hatte.“

Er lachte auf:

„Verkehrte Welt — aber was willst du, wir Männer sind nicht immer die Stärkeren — ich war schon glücklich, wenn sie mir verziehen aber wenn sie in die Konzerter fuhr oder verreiste, ich allein war und die Gedanken kamen, mußte ich trinken. Immer wieder trinken, dann konnte ich vergessen. Seit einem Jahr ging es besser, ich habe nichts mehr bemerkt, ich fing an ruhiger zu werden, hoffte, daß alles noch gut werden könnte, da kamst du, ich habe euch gesehen, du hast sie in den Armen gehalten —“; er war aufgesprungen und stand drohend vor Sergei: „Du Schuft, du hast dich eingeschlichen, ich schlage dich tot.“

Er hob die Faust und im nächsten Augenblick wäre sie auf Sergei's Kopf niedergefallen, wenn dieser nicht schnell seinen Arm ergriffen und festgehalten hätte.

Einige Sekunden stand er so und sah sich in die Augen, dann küßte Sergei, wie der Arm, den er hielt, schlief wurde, ja, wie der Körper des vor ihm Stehenden in sich aufzusammeln. Er ließ den Arm los und umfaßte den Erregten und dieser, wieder ganz verwandelt, legte den Kopf an seine Schulter und brach von neuem in Schluchzen aus:

„Verzeih, verzeih — du bist nicht schuld, ich weiß ja, ich bin verrückt, sie hat dich gefördert, ich habe alles gehört, aber versprich mir, komm nicht mehr her, laß dich nicht mehr hier sehen — vielleicht wird dann alles wieder gut.“

Er streichelte Sergei und küßte ihn, so daß dieser Ekstase empfand, nicht nur vor den Bärtlichkeiten, sondern vor dem Schwächling überhaupt, doch ja fuhr es ihm durch den Sinn, ihm fast körperlichen Schmerz bereitend, daß er selbst ja nicht viel besser war wie dieser Halbgetrunkene hier: Dachte er nicht noch vor einer Stunde gefühlt, daß die Frau, um die jener zum elenden Käufer geworden, auch schon Macht über ihn besaß und daß er nicht mehr von ihr loskommen würde.

Plötzlich ertönte lautes Klopfen an der Tür, und als die beiden nicht darauf acht gaben, wurde diese geöffnet, die Bode steckte den Kopf herein und rief:

„Gyppolit Konstantinawitsch, kommen Sie schnell, die gnädige Frau ist krank geworden, ich kann nicht zu ihr herein, kommen Sie oder geben Sie den Schlüssel.“

Das Mädchen war wohl schon an derartige Vorkommnisse gewöhnt, denn sie sprach nicht im Tone einer Dienerin, schien auch nicht erstaunt darüber, in welcher Situation sie die beiden gefunden, nur ein spöttisches Lachen zeigte sich in ihrem Gesicht, und als Tartakow nicht gleich antwortete, sie nur anstarrte, wiederholte sie laut, fast befehlend, ohne auf den Fremden Rücksicht zu nehmen:

„Schnell den Schlüssel, die gnädige Frau ist sehr böse.“

Tartakow hatte jetzt verstanden, er suchte hastig in der Tasche nach dem Schlüssel, dabei schon nach der Tür laufend, seinen Gast schien er vergessen zu haben.

Sergei benutzte die Gelegenheit und entfernte sich schnell.

* * *

Bera war oben aus dem Hause ihres Geigenlehrers getreten und vor der Tür stehen geblieben. Suchend gingen ihre Augen umher, doch der von ihr Erwartete zeigte sich auch heute nicht.

Sollte ihr Brief, den sie vor einer Woche abgeschickt, verloren oder der junge Offizier von Petersburg abwesend sein — glühende Röte schoß ihr ins Gesicht, als sie weiter dachte, daß vielleicht beides nicht der Fall, daß er ihren Hinweis auf die Stunde, in der sie zum Geigenunterricht gehe und dieser beendet sei, unbeachtet gelassen haben könnte, seine damalige Bitte, sie wiederzusehen, nur eine vorübergehende Laune gewesen, sie sich durch ihren Brief bloßgestellt hätte.

Eine zürnende Reue über das, was sie getan, flackerte in ihr auf, mit aufeinandergepreßten Lippen, Tränen des Jorns in den Augen, wollte sie sich eben schnell auf den Heimweg machen, als eine hohe Gestalt unter dem Vordach des nächsten Hauses hervor auf sie trat.

Sie hatte Boris Stroganow gleich erkannt und doch schrak sie zusammen, ihr erstes Gefühl war, schnell an ihm vorüberzugehen, doch seine Worte hielten sie zurück:

„Bera Alexandrowna, welches Glück, Sie hier zu treffen, wie habe ich mich nach einem Wiedersehen mit Ihnen gesehnt, immer verabschiedend darauf gehofft. Auf dem ersten Schritt, den ich nach meiner Abwesenheit von Petersburg tue, dies Zukommentreffen —“

Bera antwortete nicht gleich, sie genoß es bei sich wie eine Wohlthat, daß er die Begegnung als Zufall hinstellte, mit keinem Wort an ihrem Briefe rührte.

Das befreite sie von der Last, die noch oben auf ihr gelegen, schon wieder ganz froh, reichte sie ihm die Hand hin:

„Auch ich freue mich, Boris Wladimirowitsch.“

Sie waren nach der Begrüßung weiter gegangen und Stroganow, wie selbstverständlich, an ihrer Seite abgeblieben. Während er lebhaft plauderte, beschränkte sie sich darauf, zuzuhören — nach und nach ließ jedoch die Furcht in ihr auf: jetzt würde sie bald zu Hause,

alles wieder vorüber sein, das Große, das, was sie von diesem Zusammentreffen erwartet, erwähnte er nicht, keines seiner Worte ging über eine einfache Konversation hinaus.

Sie näherten sich ihrer Wohnung, noch eine stillere Straße mußten sie passieren, dann waren sie vor ihrem Hause angelangt. Und noch immer erzählte er nur Tagesbegebenheiten, von seiner Reise, von einem Ball, den er auf einem Gute mitgemacht — kaum hörte sie noch darauf hin, was er sagte, jede Hoffnung auf das Glück, das sie sich ausgemalt, war verschwunden.

Aber plötzlich, ganz ohne Übergang, blieb er stehen, so daß sie unwillkürlich auch ihren Schritt hemmte, und ihre Hand ergreifend, sah er ihr einige Sekunden ins Gesicht, hob dann langsam den Schleier davon und küßte sie.

Es war so schnell geschehen, daß sie gar nicht zur Besinnung gekommen, sie fühlte nur, daß seine Lippen sich auf die ihrigen preßten, und tief aufatmend erwiderte sie seine Liebkoßung.

„Bera — verzeihen Sie, was ich getan, ich konnte nicht anders, alles, was ich bisher gesprochen, sollte nur dazu dienen, mich zu beherrschen — aber c'est plus fort que moi“ — diese französische Phrase, die dem Russen so geläufig ist, die Ohnmacht, jeden Widerstand gegen seine Leidenschaften hemmeln soll, hatte wie ein Mißklang erscheinen müssen, wurde jedoch durch sein inniges: „Bera, ich liebe Sie!“ zur Wohlthat für sie.

Sie standen in der menschenleeren Straße, er zog sie in seine Arme und küßte sie von neuem.

Sie gab sich keine Rechenschaft davon, wie sie seine Worte zu deuten, wie sie diese, hier auf offener Straße, aufzufassen hätte — welche Hoffnungen, welche Wünsche sie gehabt, sie hörte ihn nur wieder sprechen:

„Bera, kommen Sie, folgen Sie mir, Sie werden es nie bereuen.“

Willenlos ließ sie sich von ihm führen, kein Erstaunen regte sich in ihr, als sie an der Ecke der Straße sein Coupé stehen sah, wie in traumhaftem Zustande ließ sie sich hereinholen — der Wagen fuhr mit ihnen davon.

* * *

Monate waren vergangen. Bera war an jenem Abend ihres Zusammentreffens mit Boris Stroganow nicht nach Hause zurückgekehrt, in banger Angst und Sorge hatte die Mutter die Nacht durchwacht, denn auch Sergei war fassungslos: War ihr ein Unglück zugefallen, was konnte vorgefallen sein?

Eine Möglichkeit, in der großen Stadt sich zu so später Stunde Gewißheit zu verschaffen, gab es nicht. Am anderen Tage erst hatte er sich aufgemacht und gesucht — vergeblich. Überall, wo er gefragt, gesucht, auf allen Polizeiamtern — nichts, keine Spur.

Als er müde und abgehekt am späten Nachmittag zurückgekehrt, hatte er die Mutter in Tränen gefunden, nur nach und nach aus ihr herausgebracht, was geschehen: Bera war in seiner Abwesenheit zu Hause gewesen, hatte ihre Sachen gepackt und sei dann wieder fortgegangen, „die Mutter solle nicht fragen, sie könne nicht antworten“.

Immer nur das eine habe sie gesagt: „Sie könne das Leben so nicht mehr ertragen, müsse versuchen, sich es auf ihre Art zu gestalten, die Mutter solle sich nicht sorgen, sie werde später von ihr hören.“

Frau Tscherkassowa hatte keine Macht befehlen, sie zurückzuhalten, auch ihre flehentliche Bitte, des Bruders Rückkehr abzuwarten, habe Bera ausgeschlagen, hastig, als ob sie sich vor ihm fürchte, habe sie alles bei Erwähnung seines Namens zusammengegriffen und sei fort, die beiden Dienstmänner, die sie zum Transport ihrer Koffer mitgebracht, zur Eile anspornend.

„Wohin sie ist, was sie tun will — ich weiß es nicht, kann es nicht erraten — wir würden sie nicht finden, hat sie immer nur wiederholt, „sag' auch Sergei, er soll nicht nach mir sehen, es ist alles nutzlos.“

Sergei hatte schweigend zugehört, dann war er heruntergegangen zur Tartakowa.

Wenn er auch nicht hoffte, bei ihr Rat oder Hilfe zu finden, wenigstens aussprechen mußte er sich mit ihr —, trotz allem, was einige Tage früher vorgefallen, trotz dem Schwur, den er sich geleistet, sie nicht wiederzusehen, trieb es ihn zu ihr, ja gleich nach dem Auftritt mit ihrem Manne, am anderen Tage, hatte er sie wiedergesehen. Auf der Treppe war er Olga Petrovna begegnet, sie hatte auf ihn gewartet, als er zur Universitäts- ging, hatte ihm gesagt, daß ihr Mann in der Nacht erkrankt sei, daß er nicht glauben dürfe, was jener ihm alles gesagt — er sei doch Mediziner, müsse verstanden haben, daß ihr Mann im Fieber gesprochen — und heute, als Sergei ihr von dem Verschwinden Beras erzählt, hatte sie ihn zu trösten gesucht: er solle sich nicht sorgen, Bera sei eine Frau, die wisse, was sie zu tun habe, sie würde sich ihr Leben schon aufbauen, er solle sie ruhig gewähren lassen.

So hatte Sergei den Verkehr mit ihr fortgesetzt, jetzt, nach Monaten, dachte er nicht mehr daran zurück, ob er recht oder unrecht handele, die Verhältnisse hatten sich geändert.

Tartakow, mit dem zusammenzutreffen er sich anfangs scheute, hatte, begegnete ihm, nachdem er von seiner Krankheit soweit genesen, daß er wieder in den Zimmern umhergehen konnte, freundlich — wie es Sergei im Anfang erschienen, mit etwas erzwungener Freundlichkeit —, aber niemals zeigte er wieder ein so feindseliges Verhalten gegen ihn wie in jener Nacht — er schien sich in seine Lage gefunden zu haben. Vielleicht auch, daß seine Frau ihm wieder mit Verlassen gedroht hatte. Auch in der Lage Sergeis hatte sich vieles geändert: Nach bestandnem Examen hatte er durch die Vermittlung der Tartakowa, die in allen Kreisen Verbindungen zu haben schien, eine Stellung als Hilfsarzt an einem großen Krankenhaus erhalten und hierdurch sowie durch die Empfehlung der Künstlerin eine täglich noch zunehmende Anzahl von Patienten, so daß er sich in unabhängiger, pekuniärer Lebensstellung befand.

Er hatte eine andere Wohnung bezogen und sich behaglich eingerichtet, nur über eines kam er nicht hinweg, daß seine Mutter sich geweigert hatte, mit ihm zu ziehen:

„Daß mich hier, ich bin zu alt, ich kann mich nicht entschließen, ehe ich sterbe, von hier fortzugehen“, war ihre Antwort gewesen, als er sie gebeten, mit ihm zu kommen, und wie oft er seine Bitte auch wiederholte, immer erhielt er die gleiche Antwort.

Daß es bei ihr zu einer Wohnidee geworden: sie dürfe die Wohnung nicht verlassen, keinen Tag, keine Stunde, da Bera zurückkehren und sie dann nicht finden würde — gestand sie sich selbst nicht zu — so mußte sich Sergei darauf beschränken, ihr das Leben wenigstens nach Möglichkeit behaglicher einzurichten.

Er sorgte für ein gutes Dienstmädchen, das ordentlich zu kochen verstand und die Wohnung sauber und freundlich hielt, er brachte der Mutter Geschenke — ein Kleid, ein Tuch, einen bequemeren Sessel —, versorgte sie mit Zigaretten und ließ keinen Tag vergehen, ohne sie zu besuchen.

„Schon als dein Hausarzt muß ich kommen, Mütterchen“, hatte er einmal gesagt, als die Mutter ihn ängstlich gefragt, ob er durch die täglichen Besuche auch nichts veräume, denn sie, die nach dem Tode ihres Mannes nur die Sorge um das tägliche Brot kannte, lebte in steter Furcht, der Sohn mühe die Stunde, die er bei ihr verbrachte, nicht aus, um Geld zu verdienen, er könne selbst krank werden und wieder in das frühere Elend zurücksinken.

(Fortsetzung folgt.)



Wer forscht, eh' er richtet,
Wer prüft, eh' er sichtet,
Der ist mein Mann.

Goethe.

Wie sich russische Frauen gegen Sauberkeit sträuben.

Von H. H. Borch.

Wie schwer es ist, russische Mädchen vorgerückten Alters an Reinlichkeit zu gewöhnen und sie zur Beseitigung von Ungeziefer — Wanzen und Läuse —, mit denen sie reichlich behaftet sind, anzuhalten, soll der Gegenstand meiner nachstehenden Erzählung sein. In dem russischen Ort G. fand ich in meinem Quartier, das zwei Offizieren unserer Formation, deren Bursche ich bin, von der Ortskommandantur zugewiesen wurde, vier weibliche Personen (Panenkas) vor, mit denen ich, wie meine Schilderung ergeben wird, später manchen Strauß zu bestehen hatte.

Nur eine von den vieren gehörte zu dem Hausstand des geflüchteten Wohnungsinhabers; sie hieß Anastasja und hatte den Auftrag, die Wohnung zu bewachen. Von ihrem jezt im Innern Rußlands weilenden Brotherrn war sie mit einigen hundert Rubeln versehen worden, um nicht in Not zu geraten. Die anderen drei Panenkas gehörten nicht zum Hausstand; sie waren mit Anastasja früher weder verwandt noch bekannt gewesen. In schwerer Zeit, während der Belagerung G.s durch deutsche Truppen, hatten sie sich kennen gelernt, und zwar in der Kirche, die vielen Bewohnern G.s während der Beschließung als Zuflucht diente. Bald hatten die vier wie die ganze Einwohnerschaft G.s erkannt, daß die Deutschen nicht die Kirchen zum Ziel ihrer schweren Geschosse nahmen, und aus diesem Grund die in nächster Nähe der Kirchen gelegenen Häuser bezogen. So war es denn kein Wunder, daß auch das von uns später bezogene Quartier, das ganz in der Nähe der Brigittenkirche lag und einige Sicherheit gegen feindliche Artilleriebeschließung bot, als Zufluchtsort in Betracht kam. Anastasja, sehr ängstlich, aber von liebenswürdigem Wesen, öffnete denn auch bereitwilligst die Wohnung ihrer geflüchteten Herrschaft, um während der Zeit drohender Gefahr nicht so einsam zu sein, und um ihre lieben Gäste nicht wieder sobald und ohne Anwendung der verschiedensten Gewaltmittel loszuwerden. Die Gäste kamen nämlich nicht allein, sondern brachten recht viel Ungeziefer mit, das aus Wanzen und Läusen bestand. Das Ungeziefer vermehrte sich ungeheuer, und bald mußte auch ich erkennen lernen, daß diese Tierchen recht kampflustig sind und ihre Angriffe auf mich nach echt militärischem Muster durch Vorpostengeplänkel, Aufrechterhaltung der Verbindung mit dem Gros durch Verbindungsleute und durch regelrechtes Vorgehen des Gros in Tief- und Breittkolonne präzise durchführten. Es ist selbst für den Kriegserproben Soldaten nicht besonders angenehm, diesen Angriffen, gegen die man ziemlich wehrlos ist, standzuhalten. So entschloß ich mich denn, die Offensive des am Tage unsichtbaren Feindes zum Stehen zu bringen und das feindliche Heer mit Stumpf und Stiel auszurotten. Solches war allerdings nicht so leicht getan, als gedacht. Die Ersatzbataillone standen in Kriegsstärke in den Gewändern der im Nebenzimmer untergebrachten Gäste der Anastasja, und lieferten stets reichlichen Nachschub. Es galt deshalb für mich, die fraglichen Weibsköpfe zur Sauberkeit und zur Entfernung des Ungeziefers anzuhalten. Doch ich hatte mich schwer getäuscht in der Annahme, daß die Damen, wenn man sie so nennen darf, meinem Wunsch nachkommen würden. Obgleich sonst sehr bescheiden in ihrer Lebenshaltung — sie lebten ausschließlich von Weizkohl mit Kartoffeln (Chabusta) oder von Pellkartoffeln mit einer Brühe, die aus Wasser und Brotkrusten hergestellt war —, stieß ich bei ihnen auf harten Widerstand. Ich hatte durch Fürsprache bei dem Noten Kreuz für sie angemessen bezahlte Waschfrauenstellen in einem Kriegslazarett besorgt, um ihnen einen einigermaßen Lebensunterhalt zu sichern, und mußte jezt wie schon so oft erfahren, daß Undank der Welt Lohn ist. Von klein auf an Ungeziefer gewöhnt, fiel es ihnen schwer, sich von diesem trennen zu müssen und sie erkennen die möglichsten Ausflüchte, ja sie trieben es sogar so weit, zu behaupten, ich hätte die Wanzen und Läuse mitgebracht, und möchte sie auch wieder mit nach Berlin nehmen; sie würden kein Ungeziefer entfernen, wüßten auch nicht, auf welche Weise sie es entfernen könnten. Da entschloß ich mich, ein Gewaltmittel gegen sie anzuwenden, und zeigte mich etwas von der Seite des Barbaren. Es blieb mir nichts anderes übrig! Beide Offi-

ziere und ich verbrachten schlaflose Nächte infolge der feindlichen Angriffe, die täglich mit größer werdender Heftigkeit durchgeführt wurden. Obwohl ich wußte, daß ich kein Recht dazu hatte, verschloß ich bei Abwesenheit der drei am Tage im Lazarett waschenden Weibspersonen deren Schlafgemach und stellte sie am Abend vor die Entscheidung, entweder ihre Zimmer nebst Kleider und Betten zu säubern oder sich eine andere Unterkunft zu suchen. Auch das half nichts! Sie verbrachten die Nacht in der warmen Küche sitzend, ohne indessen zu einem Entschluß zu kommen. Am nächsten Tage lehrten sie abends wieder zurück, fanden wiederum die Tür verschlossen, verbrachten die Nacht genau so wie die vorige, ohne allerdings im geringsten über die Ungezieferfrage schlüssig geworden zu sein. Am dritten Abend regte sich in mir wieder die gute Seite des Barbaren, und ich verschaffte ihnen wieder Zutritt zu ihrem Schlafgemach. Ich forderte die Damen wiederum auf, Schritte zur Beseitigung des Ungeziefers zu tun, jedoch mit negativem Erfolg. In heller Verzweiflung wandte ich mich jezt an den Hausverwalter, der Jude war und allein das Recht hatte, gegen die unangenehmen Gäste einzuschreiten. Er sagte mir dieses zu mit den Worten: „Nu, ich werde es schon machen, wie es recht ist!“ Obgleich sich die drei nunmehrigen Waschfrauen mit Vorstellung aller Art hinter die deutsche militärische Polizei stellten und Heimatsrechte in der fremden Wohnung erworben zu haben glaubten, vermochten sie dennoch nichts auszurichten. Sie mußten mit ihrer ganzen Habe und auch mit ihrem unzähligen Viehbestand zu Anastasjas und zu meiner größten Freude auf Veranlassung des energischen Juden, der sich sonst nicht meiner besonderen Sympathie erfreute, nacheinander das Feld räumen. Nunmehr begann eine große Generalreinigung mit Zuhilfenahme der verschiedensten ähnden Gifte und der Entlausungsanstalt.

Erleichtert atmeten wir auf und verbringen jezt seit einiger Zeit Nächte ruhigen Schlafs, gesichert gegen heimtückische feindliche Angriffe. Doch man soll den Tag nicht vor dem Abend loben! Anastasja hatte in liebenswürdiger Weise während der Zeit, die sie vor kurzem mehrere Tage abwesend war, ihr Zimmer einer mir unbekannten weiblichen Person vom Lande zur Verfügung gestellt. Diese machte von dem Anerbieten auch bereitwilligst Gebrauch und verbrachte die Nacht, ohne daß ich etwas davon wußte, in Anastasjas Wohnung in der Absicht, am nächsten Morgen Besorgungen in der Stadt zu machen. Niemand in der ganzen Wohnung hatte auch nur eine Ahnung von der Gegenwart der fremden Person. Wie immer verschloß ich am frühen Morgen die Wohnung, um das uns angewiesene Quartier vor Eindringlingen zu schützen. Beide Offiziere waren dienstlich abwesend, ich, um Lebensmittel einzukaufen, war ebenfalls ausgegangen. Als ich etwa um 10 Uhr vormittags von meinem Ausgang zurückkehrte, vernahm ich in Anastasjas Zimmer ein klägliches Wimmern und schüchternes Klopfen. Zuweilen wurde dieses Gewimmer von polnischen Worten, die ich nicht verstand, unterbrochen. Ich nahm zuerst an, daß es sich um eine Sinnes-täuschung meinerseits handeln könnte, mußte aber sehr bald einsehen, daß dies nicht der Fall war. Beim Öffnen des Gemachs stand vor mir ein in Tränen aufgelöstes jämmerlich anzusehendes Weib, das um ihre Hoffnung, auf dem frühen Wochenmarkt recht billig einzukaufen, schändlich betrogen worden war. Hoffentlich wird ihr zu Bewußtsein gekommen sein, daß es sich nicht verlohnt, unangemeldet in fremden Wohnungen zu nächtigen.

Anastasja ist eben zu liebenswürdig und öffnet zu schnell jedermann Haus und Thor. So hat sie auch jezt wieder eine ihr gänzlich unbekannten polnischen Magd, die recht vierschrägig und besonders furchteinflößend aussieht, zu ihrer Gesellschaftin engagiert. Wenn diese Handlungsweise Anastasjas an und für sich auch sehr nett ist, ist mir die Anwesenheit dieser Person weniger angenehm. Ich vermute, und zwar mit Recht in den Gewändern und in den Habseligkeiten dieses Niesenweibes neue sechsbeinige Feinde, die sich in kurzer Zeit wiederum zu kriegstarken Formationen entwickeln werden und durch Vorpostengefächte usw. unsere jegige Ruhe und Eintracht zu stören beabsichtigen. Hoffentlich kommt indessen bald ein für unser geliebtes Vaterland ehrenvoller Frieden, der allen Widerwärtigkeiten, deren der deutsche Krieger in Feindesland ausgesetzt ist, ein Ziel setzt und uns wieder zu unseren Lieben führt. (Beuf. M.)

Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

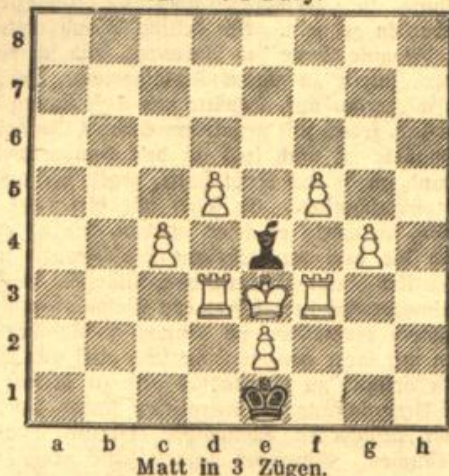
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 21. Mai 1916.

Aufgaben.

454. W. Pauly.



Matt in 3 Zügen.

455. Theodor Bode in Wiesbaden. (Original.)

Weiße: Kh7, Te6, f3, Lh4, Sd7, Bb6, e4, e7. (8 Stück.)
Schwarz: Ke8, Td8, g5, Le8, Sh8, Bb7, e5, g6, h5. (9 Stück.) Matt in 2 Zügen.

Partie 166.

Gespielt in New-York 1916.

Weiße: Fox. Schwarz: Capablanca.

1. e2—e4	e7—e5	28. Ke2—d3	Tc4—a4
2. Sg1—f3	Sb8—c6	29. Kd3—c2	f7—f6
3. Lf1—b5	a7—a6	30. Kc2—b3	Ta4—g4
4. Lb5×c6	d7×c6	31. g2—g3	b5—h4
5. d2—d4	e5×d4	32. Sc1—e2	g7—g5
6. Dd1×d4	Dd3×d4	33. Kb3—c2	Tg4—a4
7. Sf3×d4	Lc8—d7	34. Se2—c1	Kd7—e6
8. 0—0	0—0—0	35. Kc2—d3	Ke6—f5
9. Sb1—c3	Lf8—d6	36. Kd3—e3	h4×g3
10. Lc1—e3	Sg8—f6	37. h2×g3	Kf5—g4
11. f2—f3	Th8—e8	38. Ke3—f2	Ta4—a3
12. Tf1—e1	Ld6—b4	39. Ld2—e1	f6—f5
13. Sd4—b3	Ld4×c3	40. Kf2—g2	c5—c4
14. b2×c3	b7—b6	41. Kg2—f2	Ta3—a5
15. Ta1—d1	c6—c5	42. Kf2—e3	Ta5—e5†
16. Ke1—f2	Te8—e6	43. Ke3—f2	c7—c5
17. Td1—d2	Td8—e8	44. Sc1—e2	Te5—d5
18. Te1—d1	Ld7—c6	45. Kf2—e3	Td5—d3†
19. c3—c4?	Lc6×e4	46. Ke3—f2	f5—f4
20. f3×e4	Sf6×e4†	47. g3×f4	g5×f4
21. Kf2—f1	Se4×d2†	48. a2—a4	b6—b5
22. Le3×d2	Te6—e4	49. a4×b5	a6×b5
23. Td1—e1	Te8—e6	50. Se2—c1	Td3—d1
24. Tel×e4	Te6×e4	51. Sc1—e2	f4—f3
25. c2—c3	Kc8—d7	52. Se2—g1	Td1×e1
26. Sb3—c1	Tc4×c4	53. Kf2×e1	Kg4—g3
27. Kf1—e2	h7—h5		

Der weiße Springer ist nun eingesperrt und der b-Bauer geht mühelos zur Dame. Weiß gab daher auf.

Auflösungen.

Nr. 450 (4 Züge). 1. Sd1, Kd2 2. Se3, Ke2 3. Sf1; 2. ... h3 3. Sg3; 1. ... h3 2. Ta1×a2+, K×d1 3. Tf2; 2. ... Th2(+); 1. ... h3 2. Sg3, h2 3. Sf1; 2. ... Kd2 3. Se3.

Nr. 451 (3 Züge). 1. Le3, 2. Te8+.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., J. K., R. St., Wdw., Dr. M. und A. Dl. in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.

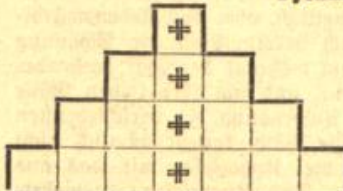


Kapselrätsel.

Kabel, Traumgott, Pferde, Ueber, Macht, Malve, Herder, Ungarn.

Von jedem Wort sind ein oder zwei Buchstaben fortzunehmen, sodaß ein anderes Hauptwort übrig bleibt. Die fortgenommenen Buchstaben müssen im Zusammenhang gelesen, ein wichtiges Ereignis auf dem westlichen Kriegsschauplatz bezeichnen. Die übrig gebliebenen Wörter haben in anderer Reihenfolge nachstehende Bedeutung: Vorname, Getränk, Planet, altheidnischer Gott, Zahlwort, Schutz des Landes, Zeichen, Gespinnst.

Pyramide.



Konsonant.

Geograph. Bezeichnung.

Weiblicher Vorname.

Was Dichter freut und Maurer schreckt.

Die mittlere senkrechte Reihe benennt eine bekannte neutrale Stadt.

Rätsel.

Das erste trägt uns Früchte,
Wenn wir es gut bestellt,
Doch in des zweiten Lichte
Kein Ding uns wohlgefällt.

Wir ziehn der Rose Blüten
Und bunter Seide Flor
Mit ihrem Farbenglühen
Dem Unscheinbaren vor.

Doch grade ihm zum Lohne
Sei unser Dank geweiht:
Dem Ganzen ziemt die Krone
Vor allen Farben heut!

Geheimschrift.

a + (b = 1 c) b : d : x Freude des Feldsoldaten.

Schlüssel: a b + (Zugtier. + (b : x : Truppengattung. (b 1 c = Schmachhafter Fisch. = 1 c b +) x (Spielgerät.) b : : x Gefäß.) d : a d Fluß in Afrika.

Kriegsrätsel.

Du machst es traurig, wenn dich was quält;
Doch wenn ihm selbst ein Zeichen fehlt,
Dann lauerts versteckt und speit, o Graus!
Berührt man's, Tod und Verderben aus.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 225.

Bilderrätsel: Bruchrechnung. — Logograph: Gewehrt, Gewehre. — Spitzenrätsel: Kampf um Verdun. (Kur, Arie, Molte, Pein, Fee, Ulan, Matte, Vase, Eid, Reim, Degen, Ural, Not.) — Rätsel: Sieg—fried.



(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Zur Geschichte der älteren Badhäuser Wiesbadens.

Von Th. Schüler.

Das „Rebhuhn“ und die „Stege“, der spätere „Halbe Mond“.

Weil das Badhaus „Zum Repphütel“ oder „Rebhuhn“ (heut „Pariser Hof“ in der Spiegelgasse) und das „Zur Stege“, nachher „Zum halben Mond“ (das jetzige Bendersche Hotel und Badhaus in der Häfnergasse), in den Geschichtswerken der Stadt Wiesbaden als Judenbadhäuser bezeichnet werden, sind sie hier zusammen besprochen. Nur sie als Judenbadhäuser anzuführen, ist insofern nicht richtig, als auch einige andere Badhäuser zeitweilig im Besitz von Juden und von solchen frequentiert waren, und jene in älterer wie in neuerer Zeit auch christliche Eigentümer hatten. Am meisten trifft das bei dem Badhaus „Zum halben Mond“ zu, das als „Stege“ oder Badhaus „Zu der Stegen“ neben „Der Lilien“ 1503 in Ottos Merkerbuch der Stadt Wiesbaden zuerst genannt wird. Es war dem Grafen Philipp III. zu Nassau-Saarbrücken (1523–1559) mit 2 Gulden Erbbodenzins jährlich verpflichtet, brannte 1547 bei der großen Feuersbrunst, die die Stadt heimsuchte, ab und blieb mit der Pflanzung von da ab so im Rückstand, daß der Platz dem Grafen heimfiel. Seine beiden Söhne Albrecht und Philipp IV. traten ihn am 4. Januar 1561 ihrem Sekretär Johann Kolb im Hinblick auf seine treuen Dienste beschwerdefrei erblich ab, weil dessen Schwiegervater, der verstorbene herrschaftliche Kellner Johann Stephan zu Sonnenberg, noch „uf die achtzehn guldin“ von ihrem verstorbenen Vater zu fordern hatte, auf die nunmehr Frau Katharina Kolb, geborene Stephan, verzichtete. Von einem Besiznachfolger Kolbs neu aufgebaut, war es 1637 wieder so ruiniert, daß das Badwasser weder ab- noch zufoß. (Vgl. v. Hörnigt, Wiesbad samt seiner wunderlichen Eigenschaft, herrlichen Kraft usw., 1637, S. 10.) Damals war der „Stern“ (Ecke Weber- und Häfnergasse) „gemeiniglich der Juden oder Talmudisten Bad.“

Der Platz mit dem verfallenen Badhaus „Zum halben Mond“ kam an die Familie Kossel und von den Kosselschen Erben gegen Ende des 17. Jahrhunderts zum öffentlichen Verkauf. Der Steigerer Doktor Beck wurde von der Stadt abgetrieben, die ihn der Familie Mohr überließ. Die günstigen Baubedingungen des Fürsten Georg August Samuel benutzend, baute um 1706 Johann Philipp Mohr das Badhaus neu auf und behauptete 1714, daß auf seinem Hause die Gastwirtschaftsgerechtigkeit ruhe, wogegen er die allen Badhäusern obliegende Verpflichtung, bei Anwesenheit des Fürsten zu Wiesbaden zur Unterbringung der fürstlichen Dienerschaft ein Bett unentgeltlich bereitzuhalten, nicht zugestehen wollte.

Die Nachforschungen, die über die letztere Verpflichtung gepflogen wurden, ergaben, daß außer den Häusern vom Schloß bis zum Uhrturm im Besitze des Nikolaus Kimmel, der Witwe von Bernholz, des Anton Weichart, Hans

Jakob Wolf, Doktor Beck, Heinrich Thon, Johannes von Erkel, Marzilius Schmidt, Pfarrer Schmidt, Balthasar Philgus, Gerhard Köppe, Philipp Stern, Phil. Ewald Göb, Hans Michel Wolff, der Hans Dietrich Witwe und der Frau von Malbich im „Ochsen“ — nur die Badhäuser „Zum Bären“, „Hirsch“, „Zur Krone“, „Zum Helm“, „Engel“, „Schwan“, „Zur Glode“, „Zum roten Löwen“, „Zur Blume“, „Zum Spiegel“, „Bod“, „Wilden Mann“, „Vogelgesang“, „Stern“ und „Zu den zwei Böden“ nach altem Herkommen gehalten waren, fürstliche Diener aufzunehmen. Man bot den Genannten damals Gelegenheit, die Last mit einer selbst zu bestimmenden Geldsumme abzulösen. Da aber nur Anton Weichart 30 Gulden, der Badwirt „Zum Bod“ 20 Gulden, Hans Jakob Wolf, Balthasar Philgus, Philipp Stern und Hans Michel Wolff je 15 Gulden, Johannes von Erkel, Hans Dietrichs Witwe und der Badwirt „Zur Krone“ je 10 Gulden zu geben erbötig waren, ließ man die Sache beruhen.

Jahrzehnte wirtschaftete die Familie Mohr und nach ihr die Familie Schweisguth im „Halben Mond“, bis das Badhaus 1789 in jüdischen Besitz kam und dem bis dahin ohne Konkurrenz gebliebenen jüdischen Badhaus „Zum Rebhuhn“ den Verdienst schmälerte.

Mit dem „Rebhuhn“ identisch ist wohl das „Neue Bad“, von dem von Hörnigks Beschreibung Wiesbads S. 8 spricht. Es sei „um das Jahr Christi 1545“ (also vielleicht 1547 bei der großen Feuersbrunst) abgebrannt, „anno 1625 aber der Brunnen, so in dieses Bad unter einer Scheuer allein entspringt, mit einem neuen Kranz verwahrt, auch die Scheuer wiederum bedeckt worden.“ Da Hörnigt alle bekannten Badhäuser aufzählt, nur das „Rebhuhn“ nicht, und da dessen Brunnen unter der Scheune des Badhauses „Zum Spiegel“ lag, so dürfte obige Annahme berechtigt sein. Als Judenbad findet es sich erst im 18. Jahrhundert.

Als anfangs März 1753 der Schuhjude Jakob Samuel als Besitzer des Badhauses „Zum Repphütel“ die „aus seinem Badhause durch des dasigen Rothgerbers Käßberger Gerbereihof in die Scheune des Badhauses „Zum Spiegel“ ziehende Antauche, wodurch er zu seinen Bädern das warme Wasser bekommen, wegen Wassermangels und weil solche in undenklichen Zeiten nicht aufgeräumt worden, jetzt hat aufheben lassen“, wurde unsern der Scheune ein Sammelbrunnen gefunden, den die Besitzerin des „Spiegel“, Anna Margarethe Schenk, Witwe des verstorbenen Oberschultheißen Schenk, dem Samuel für 54 Gulden überließ.

Über dieses Auffuchen des Thermalwassers im Beisein des Oberschultheißen Hofmann, des Stadtschultheißen Hofmann und des Werkmeisters Bager machte letzterer Aufzeichnungen, aus denen hervorgeht, daß man den steinernen und hölzernen Kanälen vom Ausfluß des Wassers an unter dem „vor dem Haus vorbeistießenden Bach hin bis in den neben dieser Bach gelegenen Hof des

Gerbermeisters Daniel Räßberger und bis wider die zum Badhaus des „Spiegel“ gehörige Scheuer“ nachging, aber da, wo sie endigten, kein Wasser fand. „Unter Hand gedachter alten Kanal aber, gegen und durch das Scheuertamme (Tenne?) „Zum Spiegel“, zeigt sich in dem daselbst gefundenen Kiesboden einiges heiße Wasser, und nachdem man wahrgenommen, daß sich in dem „Spiegel“-Hof vieles heiße Wasser hervorgetan, sogar durch einen alten betagten Mann namens Hachenberger, der zur Zeit des Oberschultheißen Schent im „Spiegel“ als Knecht gedient, versichert worden, er habe ehemals einen kleinen Brunnen im Hof gesehen“, hat man dort nachgegraben und den Brunnen auch verdeckt gefunden. Bei den Aufräumarbeiten stieß man unter dem alten Brunnchen auf einen hölzernen Klotz mit einem aufgemauerten Sammelkasten, aus dessen Seitenwänden reichlich Wasser hervorquoll, und als man die Fassung etwas vertiefte, fand sich auch der gemauerte und mit Steinplatten belegte Kanal, der „Zum Rebhuhn“ führte. Es wurde in neuen Rändeln von Buchenholz diesem zugeleitet, in denen es einen halben Fuß breit und einen Fuß hoch hell und klar dahinsfloß.

Bei dieser Gelegenheit scheint man vor dem „Rebhuhn“ einen offenen Auslauf hergestellt, aber bald wieder beseitigt zu haben; denn Schent sagt in seiner Geschichtsbeschreibung vom Jahre 1758, bis „vor kurzem“ habe ein solcher Brunnen vor dem Badhaus „Zum Rebhuhn“ auf offener Straße gestanden, der der „Rebhühnleins-Brunnen“ genannt wurde.

Während zur Zeit von Hörnigks (1637) das Badhaus „Zum Stern“ neben dem „Vogelgesang“ in der unteren Webergasse „gemeinnützlich“ (also auch nicht ausschließlich) der Juden Herberge und Bad war, kannte man zur Zeit Schents (1758) neben dem „Rebhuhn“ auch den „Hirsch“, den späteren „Goldenen Brunnen“ in der Langgasse, als Judenbad.

Der Zuzug jüdischer Badgäste scheint also damals ein zahlreicher gewesen zu sein, aber doch nicht stark genug, daß ein zweites Badhaus seine Rechnung fand, denn es ging als solches nach kurzer Zeit seines Bestehens wieder ein.

Es war üblich, daß „jeder Baadjude vor den zu leistenden Schutz, weil dergleichen Leute sonst hin und wieder angefeindet werden“, dem Oberamtmann oder Amtmann wöchentlich $\frac{1}{2}$ Kopfstück oder 5 Albus entrichtete. Zur Zeit des Oberschultheißen Schent (1714 bis 1722) war die Erhebung dieses Schutzgeldes diesem gegen Überlassung des dritten Teils übertragen worden, sodas seitdem das Schutzgeld der „Badjuden“, wie die Abgabe von $\frac{1}{2}$ Reichstaler wöchentlich seitens der gewöhnlich im „Nappen“ logierenden „Italiener“ oder hausierenden Krämer ein Accidenz der gering besoldeten Oberschultheißen bildete.

Nachdem das zweite jüdische Badhaus wieder in christlichen Besitz übergegangen war, suchten Glaubensgenossen des Jakob Samuel, genannt Schmul, fremde Juden in Privathäusern unterzubringen. Dieser beschwerte sich bei dem Landesfürsten und bat im Januar 1763 um Erlaß einer Verordnung, daß außer ihm niemand fremde Juden beherbergen dürfe, weil er das „Rebhuhn“ mit großen Kosten erweitert habe und das verstreute Wohnen jüdischer Badgäste in der Stadt die Vereinnahmung der Schutzgelder erschwere. Reid und Gehässigkeit der hiesigen Juden gegen seine Person habe in letzter Zeit sein Einkommen sehr geschmälert. Daraufhin erneuerte die Landesregierung ein früheres Verbot der Beherbergung jüdischer Kurgäste durch solche Einwohner, die keine Schild- oder Badegerechtigkeit auf ihren Häusern hatten.

Im Juni 1770 bat die vereinte Judenchaft um die Erlaubnis, jüdische Kurgäste in Privathäusern aufnehmen zu dürfen, da viele durch die Unsauberkeit im Hause des Schmul lieber die Stadt mieden, was nicht nur die herrschaftlichen Einkünfte an Leibzoll und Schutzgeld verringere, sondern den Nahrungsstand der ganzen Stadt schädige.

Die zum gutachtlichen Bericht darüber aufgeforderte fürstliche Polizeideputation war geteilter Ansicht. Ein Mitglied derselben meinte, das frühere zweite Judenbadhaus „Zum Hirsch“, das jetzt der Präzeptor Gottlieb besitze, habe zeitweise ganz gut bestehen können. Wenn nun nach dem Verbot vom 12. April 1763 hiesige Juden keine Kurgäste aufnehmen dürften und diese auch in christlichen Badhäusern keine Unterkunft fänden, so seien sie in das „Rebhuhn“ gebannt, das aber durchaus nicht

imstande sei, alle Ankommenden aufzunehmen. Dazu bestimme seine unordentliche Haushaltung viele Frankfurter Juden, lieber nach Ems zu reisen. Könnten hiesige Juden in Ausnahmefällen Glaubensgenossen logieren und christliche Badwirte sich zur Hergabe von Bädern an diese entschließen, so würden manche auf die weite Reise nach Ems verzichten und lieber ihr Geld in Wiesbaden verzehren. Man möge also den Kurjuden die Wahl der Unterkunft und Beköstigung lassen, da außer der Kurzeit der Schmul kein größeres Recht zur Beherbergung von Glaubensgenossen habe als andere Juden.

Der Polizei-Inspektor dagegen tritt für Unterstützung des Schmul ein, damit die Judenherberge bestehen könne. Von seltenen Fällen abgesehen, habe sich bis zur Stunde kein Christenbadwirt dazu verstanden, jüdische Kurgäste zu beherbergen, und er werde es auch in Zukunft nicht tun, weil er erhebliche Änderungen in seinem Hause zur Absonderung der Judenwohnungen vornehmen müsse. Wenn die Juden also doch gezwungen seien, sich des Bades im „Rebhuhn“ zu bedienen und Unbequemlichkeiten in den Kur zu nehmen, so sei auf zahlreicheren Zuspruch derselben vorläufig kaum zu rechnen. Seines Wissens bewirte Schmul seine Gäste in zwei Speisehäusern, deren eins ihm selbst, das andere dem Meyer Dirich zustehe, und er logiere nicht nur gewöhnliches Judenvolk, sondern auch Leute von besonderer Bedeutung. Es sei ihm kaum der eine oder andere Fall erinnerlich, daß bei ungewöhnlich starkem Zubrang nicht alle im „Rebhuhn“ Platz gefunden hätten.

In solchen Einzelfällen nehme Schmul die benachbarten Christenhäuser zur Hilfe, um seine Gäste unterzubringen. Entzöge man aber dem „Rebhuhn“ einen Teil seiner Nahrung, so habe es kein besseres Schicksal zu erwarten als der „Goldene Brunnen“, und dann sei es mit dem jüdischen Kurwesen ganz zu Ende. Den supplizierenden Juden, die aus Nahrungsneid unglaublich listige Kniffe gebrauchten, um sich des anderen Brod anzueignen, sei also in Beherbergung ihrer Glaubensgenossen nicht freie Hand zu lassen, sondern ihr Beherbergungsrecht dahin einzuschränken, 1) daß sich dessen keiner annähme dürfe, der nicht die ausdrückliche Erlaubnis des Oberschultheißen dazu habe, der als Schutzgelberheber über die anwesenden jüdischen Kurgäste am besten informiert sei, 2) daß die Erlaubnis, sich außerhalb des „Rebhuhn“ einzulogieren, nur Juden von besonderem Ansehen, sogenannten Judenfürsten, erteilt werde, und daß 3) solche Juden durch ihren Gastwirt das doppelte Schutzgeld mit 10 Albus wöchentlich zahlten.

Von den Regierungsmitgliedern war ein Teil dafür, daß den Bittstellern auch während der Kur die Aufnahme solcher Glaubensgenossen zu gestatten sei, die nicht zu Kurzwecken einträfen, weil diese Bedenken tragen müßten, sich unter unsauberen kranken Leuten aufzuhalten. Der andere Teil wollte eine private Beherbergung nur außer der Kurzeit zulassen und den Juden Samuel im „Rebhuhn“ in seinem Vorrecht schützen, weil er sich in der Annahme, daß kein weiteres Judenbadhaus konfessioniert werde, in große Kosten gesteckt habe und sein Haus wegen der Badegerechtigkeit in höhere Schätzung als Privathäuser stehe. Würde man fremde Juden während der Kur die Einkehr bei Privatleuten gestatten, so würden manche vorgeben, nicht zur Kur hier zu sein und gleichwohl in geringeren Christenbadhäusern, wie im „Stern“, im „Kreuz“ und anderen dieser Gattung, die auf keinen großen Zuspruch vorgeesehen seien, baden.

Nach erstattetem Vortrag bei dem Fürsten verfügte am 26. Oktober 1770 der Regierungspräsident von Kruse, das Gesuch sei rundweg abzuschlagen, da bisher keine Klagen gegen den Besitzer des „Rebhuhn“ eingegangen seien und die Vermutung nahe liege, daß bloßer Haß und Brodneid die Triebfeder zur Bittschrift der Judenchaft sei. Da den jüdischen Honoratioren, den sogenannten Fürsten des Volkes, die Erlaubnis zur Einkehr in christlichen Badhäusern nicht vorenthalten werde, habe ihre Unterkunft keine Schwierigkeiten. Wollten sie ein Christenbadhaus nicht benutzen, so seien sie ja schnehn in's „Rebhuhn“ gebannt. Außer der Kurzeit könnten Passagier-Juden logieren, wo sie wollten, so daß dann keinem Juden verwehrt sei, Gäste zu beherbergen. Die Frequenz der reisenden Juden sei aber nicht von solcher Bedeutung, daß es nötig wäre, mehrere jüdische Gaststätten zu eröffnen. Dagegen habe Serenissimus sein Augenmerk jederzeit auf die Erweiterung der Kur und Verbesserung des Nahrungsstandes der Einwohner Wies-

badens gerichtet und weise deshalb die fürstliche Polizeideputation an, in der nächsten Kurzeit das „Rebhuhn“ fleißig visitieren zu lassen und sogleich Anzeige zu erstatten, wenn über Unsauberkeit oder Plakmangel Klage geführt werde, damit dann ohne weitere Rücksicht zur Kommodität und besseren Zufriedenheit der jüdischen Kurgäste andere Einrichtungen getroffen würden.

Bald darauf hat der Schutzjude Berle Isaac bei dem Landesfürsten um die Erlaubnis, ein hiesiges Badhaus zu erwerben und als zweites Judenbad mit Wirtschaftsbetrieb einrichten zu dürfen, weil das „Rebhuhn“ in seinen Raumbverhältnissen und seinem Haushalt für feinere Juden unzulänglich sei. Doch die Stadt wurde dagegen vorstellig wegen des vielen Verdrusses, den man mit dem Juden Verson als Besitzer des „Hirsch“ und nachgehends mit seinem Mieter Gumbel gehabt habe. Das „Rebhuhn“ sei nicht so schlecht eingerichtet, wie der Bittsteller vorgebe und könne nach seiner kürzlichen Erweiterung so viele Personen aufnehmen, wie es früher mit dem „Hirsch“ zusammen aufgenommen habe. Ganz reiche Juden, „wie beispielsweise die Ephraim, so im vergangenen Sommer im „Schützenhof“ logiert“, würden auch, wenigstens 20 Judenbadhäuser vorhanden wären, nicht in einem derselben wohnen.

Der Oberamtmann bekräftigt im Dezember 1770 diese Ausführungen und ist der Meinung, daß Berles Verkleinerung des „Rebhuhn“ nur aus Privatneid geschehe. Der alte Schmul sei einer der ehrlichsten Juden im Land und habe mit einer blinden Frau und einem lahmen Sohn so viel Hauskruz, daß man ihn nicht schädigen dürfe. Auch während des Bestehens des „Hirsch“ als zweites Judenbadhaus habe er stets die Hauptkundschaft gehabt, während in jenem nur Spieler und licherliches Volk eingelehrt und die Obrigkeit froh gewesen sei, als der „Hirsch“ wieder in christliche Hände gekommen. Da Bittsteller überdies nicht vermögend genug sei, ein Haus zu erwerben und zu unterhalten und sich dem Vernehmen nach auf's Chikanieren im Handel lege und heimlich das Spiel begünstige, sie ihm nicht zu willfahren. — Daraufhin schlug Serenissimus sein Gesuch ein für allemal in Gnaden ab.

Entgegenkommender fand ihn im Frühjahr 1771 der Jude Philipp Lion, der Koch bei dem Hofagenten Cers Bär zu Birkheim bei Straßburg gewesen war und 4000 Gulden zu besitzen vorgab, die zur Erwerbung eines Badhauses und Einrichtung einer guten Speisewirtschaft mehr wie genügten. Obwohl das Regierungskollegium auf Ablehnung seines Gesuches antrug, weil er anzunehmen scheine, daß er neben der Badwirtschaft auch Gastwirtschaft treiben dürfe, was aber nach der hiesigen guten Verfassung nicht angehe, wünschte der Landesherr doch, daß er sein Vermögen durch Erwerbung des Judenbades hier festlege. „Allermassen es der Cur zu nicht geringer Aufnahme gereichen würde, wenn dieses durch einen tüchtigen Eigentümer in Zukunft besessen und damit vielen Klagen der hiesigen Judenschaft abgeholfen würde.“ (Schluß folgt.)



Zehnteordnung von 1598.

Der Zehnte, die Abgabe eines bestimmten, ursprünglich des zehnten Teils der Bodenerzeugnisse, ist wohl die erste Spur der Realsteuern, jener Verbindlichkeiten, die auf einer Liegenschaft so ruhen, daß sie auf jeden Besitzer derselben in der Weise übergehen, daß er zu gewissen wiederkehrenden Leistungen verbunden wird und für alle zur Zeit seines Besitzes fällig werdenden Leistungen haftet. Der Zehnte ist sehr alten Ursprungs; in Ägypten bestand ein „Doppelzehnte“. 1. Mos. 47, 24 heißt es: „Und von dem Getreide sollt ihr den Fünftel Pharaon geben“. 3. Mos. 27, 30: „Alle Zehnten im Lande, beide von Samen des Landes und von Früchten der Bäume sind des Herrn.“ Es waren vornehmlich die Rechte der Gutsheerrschaft, der Vogtheerrschaft, der Kirche in ihrer Hoheit über die zum Kirchensprengel gehörenden Personen, welche den bürgerlichen Besitz mit Zins-, Dienst- und Zehntpflichten belasteten. Der erste Lohn der geistlichen Mähe war die Zehnten; nur auf Grund falscher Anwendung der alten Levitischen Gerechtigkeit, 4. Mos. 18, 21: „Den Kindern Levi aber hab ich alle Zehnten gegeben in Israel zum Erbgut für ihr Amt usw.“ auf die neutestamentliche

Kirche maßen sich die Bischöfe (Pfarrkirchen waren selten, Klöster häufiger) diese Abgabe an Karl der Große, dessen Verdienste um die Landwirtschaft nicht bestritten werden können, beschloß auf dem Reichstage zu Düren im Jahre 779 mit Zustimmung der Stände die Abgabe des Zehnten in seinem Reiche und bürdete damit der Landwirtschaft eine schwere Last auf, die sie länger als ein Jahrtausend getragen, deren Abwälzung erst in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen wurde. Nach Vogel erscheinen schon im 9. und 10. Jahrhundert die Kirchen im Besitz des Zehnten: „Es kommen die nass. Kirchen Vierseid, Kettenbach, Gemünden, Brechen, Haiger, Gumbach und Schloßborn mit dem vollen Zehnten in ihren Sprengeln vor, und der alte Graf Gebhard stellt es 879 schon als eine Gewissenssache dar, diese Abgabe an die Geistlichen zu entrichten.“

Man unterscheidet den großen und den kleinen Zehnten; der große Zehnte mußte gegeben werden von allen Getreidearten, auch von allem was Halm und Stengel treibt, daher auch von Heu und Wein. Der kleine Zehnte wurde von den andern Früchten bezogen, von Gemüse, Baumfrüchten, Wurzelgewächsen usw. Der Blutzehnte ist der abzugebende Teil des in einer Haus- und Feldwirtschaft gewonnenen Viehs oder auch dessen, was das Vieh an genießbaren Produkten liefert: Milch, Eier usw. Bei Naturalzehnte wird die Garbe abgegeben, wird die Abgabe in Körnern geliefert, so heißt sie Sachzehnte. Neubruchzehnte oder Rodzehnte mußte von allem urbar gemachten Boden gegeben werden. Wie das Zehntrecht ausgeübt wurde, wie mit Aufzehnten, Einsammlung und Einbringung des Zehnten verfahren wurde, erhellt aus nachfolgender Zehntordnung der Gemeinde Laufensfelden; es enthält dieselbe wohl die damals allgemein geltenden Bestimmungen, nach welchen allenthalben beim Zehntgeschäft verfahren wurde. Wortlaut: Ordnung, wie es hinfür mit Aufzehnten, Einsammlung und Einbringung meines gnädigen Fürsten und Herrn Zehnten zu Laufensfelden gehalten werden soll, welche der Schultheiß dafelbsten — Elos Müller — der ganzen Gemeinde öffentlich unter der Glode vorlesen und derselben zu gebieten sie zu halten bei Vermeidung deren darin gesetzten Strafen mit Ernst befehlen soll.

Nachdem hithero bei Einsammlung und Einbringung meines gnäd. Fürst. und Herrn Zehnten zu Laufensfelden ich nicht allein eine große Unordnung gefunden, sondern auch darob von Jahren zu Jahren vermerkt und befunden, daß damit allerdings von denjenigen, so Zehnten zu geben schuldig, treulich und richtig umgangen worden, und aber doch niemals recht erfahren können, wem das die Schuld zuzulegen und darum anzusehen. So bin Ampts und Pflicht halber zu wiederer Vorkommung hoch gedachtes meines gnäd. Fürsten und Herrn Schaden und Nachteil verursacht worden, hierüber gegenwärtige Schriftordnung zu verfertigen und der Gemeinde öffentlich unter der Glode publicieren und verkündigen zu lassen.

Anfänglich aber ist es nicht ein geringer Schaden und Verdacht indem erstanden, daß hithero ein jeder Nachbar, Bürger das Seine selbst aufgezehntet und den Anfang, wie es ihm gefallen, gemacht, auch die Zehntgarbe nicht aus der Reihe gerückt, sondern auch bisweilen so geringe Knoten daran geknüpft, so bald wieder niedergefallen, daß man nicht wohl daran erkenne, ob's Zehntgarben gewesen oder nicht, daher die Zehntgarben liegen lassen. Solchem aber vorzukommen, sollen hinfür kein Nachbar, der sei auch, wer er wolle, bei Straf fünf Gulden so oft er verbrechen würde, ohne Wissen eines Zehnte-Knechtes Macht haben, das Seine seines Gefallens selbst zu verzehnten und abzuführen: sondern ist den Knechten bei ihrem geleisteten Eide angebunden und befohlen, sich jederzeit zur Erntezeit, wenn man im Felde bindet, finden zu lassen und ins Feld alle drehe also zu teilen, daß sie ohne langwierige Aufhaltung oder Versäumnis Eines oder des Anderen den Zehnten von Stüchern zu Stüchern selbst zum fleißigsten abzählen und empfangen können, darüber sich denn Niemandes gestörlicher Weise und zu seinem Schaden aufhalten soll.

Zum Andern so soll ein jeder Zehnt-Knecht einen Kerbstod bei sich haben, so bald er einen Zehnten abgezählt und die Garben, wie ihm mit Ernst befohlen, aus der Reihe und gezeichnet, solche Garbe auch auf das Kerbstod schneid und damit nicht warten, bis er ehliche Garben ausgezogen, auf daß er nicht darunter, wie leichtlich geschieht, irre werden, und wie viel der aus-

gezogenen Zehntegarben gewesen, lediglich selbst nicht wissen möge, daneben auch ein jeder, weil sie mehrertheils schreiben können, in eine Schreibrastel aufmerken, was einer am letzten auf seinem gebundenem Stückern angeholt, darauf fördernd richtig zu zählen habe.

Zum dritten sollen die drei Zehnte-Knecht ihre 3 Kerkstöße, welche sie also im Felde des Tages Geholten im Beisein des Pfarrers als Mitinteressenten (die Pfarrei erhielt $\frac{1}{4}$ des ganzen Zehnten) oder des Schultheißen zusammengetragen und was selbigen Tages an Zehnten gefallen ist, auf einen besonderen Kerkstoss mit Zehnten und Fuderzahl schreiben, welchen Kerkstoss dann der Pfarrer oder Schultheiß hinter sich behalten und wohl verwahren soll.

Zum Vierten. Wenn denn die Zehnte-Knechte des Zehenden eines guten Teils zusammen gebracht, sollen denselben nicht lange im Felde zu Schaden liegen lassen, sondern dazu dem nächsten die Fuhr bescheiden, und wenn man einfuhret, der Knechte einer und der nämliche, Jakob der Bender, ständig in der Scheune sein oder bleiben und von den Wagen und Karren abzählen lassen, wie viel Garben oder Fuder geliefert werden, und solches Alles, jedoch jede Gattung Frucht besonders, auf einen besonderen Kerkstoss fleißig anschreiben, damit man zusehe, ob auch alles, so im Felde verzehntet worden, in die Scheune komme und geliefert worden.

Zum Fünften und weil bis anhero ein jeder seine Pferde, so bald er seine Frucht aus dem Felde gebracht, auf seine Stücker und Söber in die Stoppeln gefandt, welche sich aber des Nachts öfters los gemacht und sowohl meines gnädigen Fürsten und Herrn Zehenden als auch andre Nachbarn an ihren Früchten nicht geringen Schaden zugefügt, so wird hiermit bei Straf fünf Gulden verboten, daß hinfüro keiner, er sei auch wer es wolle, seine Pferde wieder in Stoppeln noch auf die Söber tag oder nacht spanne, auch sonst mit allem Vieh so lange aus den Stoppeln bleiben soll, bis aus derselben Flur die Früchte mit einander heim und eingebracht worden.

Zum Sechsten so soll auch keiner, daß vor vier Uhren, noch des abends nach sieben Uhren bei gleichmäßiger Straf Frucht einführen, und damit solches besser gehalten werde und in acht genommen würde, soll abends um 7 Uhr mit einem Zeichen geläutet werden, und wer alsdann nicht allbereits im Felde ist und aufgeladen hat, soll nicht hinausfahren, und obschon vor der Pforte und in seinem Stück unbeladen war, wiederum umzukehren schuldig sein.

Zum Siebenten sollen auch alle Früchte, es seien Erbsen, Widen, Bohnen oder wie sie Namen haben mögen, (kleiner Zehnte) in Seile gebunden und gleich dem Korn und Hafer verzehntet werden und da einer oder mehrere solchem nicht nachkommen würden, darum mit fünf Gulden gestraft würden.

Und demnach zum 8. und letzten alle gute Ordnung ohne wirkliche Exekution und Vollstreckung der darin warnenden Strafe einer Glocke, darin ein Fuchschwanz hängt, gleich zu achten, so wird hiermit dem Schultheißen Clos Müllern bei dem Eid und Pflicht, damit er meinem gnädigen Fürsten und Herrn zugetan und verwand ist, auferlegt und befohlen, über diese Ordnung steif und fest zu halten und die Verbrecher jeder Zeit fleißig aufzumerken und ins Verbrecher-Register zu bringen, wie dann die Zehnten-Knechte bei ihrem geleisteten Pflichten auch schuldig sein sollen, die Verbrecher, so dieser Ordnung zuwider handeln, ohne einige Parteilichkeit oder Verschönerung eines oder des andern dem Schultheißen jederzeit anzubringen, auch vor sich selbst den doppelten also zu geloben, daß über sie billig nicht geklagt, und man sie gleichfalls deswegen zur Straf zu nehmen verursacht werden möge, darnach sich ein Jeder zu richten und vor Schaden zu hüten.

In Urkund habe ich diese Ordnung mit eigener Hand niedergeschrieben und mein Ringpittsch auf's Spatium (Raum, Zwischenraum) gedrückt. So gegeben zu Laufenfelden, am 6. Juli Anno 1598.

In Nassau wurde der Zehnte in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts abgelöst. Der Wert der jährlichen Erträge wurde als Zinsen eines zu 4 % oder 5 % ausgeliehenen Kapitals angesehen; von dieser Summe wurde der 20fache oder 25fache Betrag genommen, der in einem längeren Zeitraum abbezahlt wurde, wodurch das alte, unverständliche Recht getilgt war.

Altnassauer Allerlei.

— Der Name Nassau. Die Ausführungen in Nr. 11 1915 von „Alt-Nassau“ des Herrn Dr. Schoof, daß der Ortsname Nassau durch Anschweifung des Artikels lautlich aus „Nienau“ entstanden sein möge, finden eine mittelbare Bestätigung durch Ausführungen des Prof. Ed. Dammhöler (Blankenburg) über eine ähnliche Prothese bei dem Ortsnamen Ifflossstäl. — Prof. Dammhöler schreibt darüber: „Im Volksmunde heißt das Ifflossstäl Niffelsdal. Es ist dasselbe Wort wie Ifflossstäl. Das anlautende N ist nur ein (lautlicher) Vorschlag, der aus dem Schluß n des vorausgehenden Wortes stammt. Man sprach: in Niffelsdale, von Niffelsdale usw., statt in den, von den Niffelsdale. Diese Erscheinung ist sowohl im Mittelniederdeutschen als auch im heutigen Niederdeutschen häufig; man spricht z. B.: Rabent statt guten Abend, und der Rotenberg im Heimbürger Revier heißt im Mittelalter der Alenberg.“ Th. Schulz, Blankenburg.

A. Die Russen in Ufingen. Trotz dieser Überschrift brauchen die Ufinger keinen Schrecken zu bekommen, denn die Russen sind, Gott sei Dank, noch weit weg von dem lieben Buchfinkenländchen. Aber vor etwas mehr als 100 Jahren waren sie dort, als nach der Schlacht bei Leipzig die verbündeten Heere den Franzosen auf dem Fuße nach Frankreich folgten und dabei auch durch unsere Gegend kamen. Gerade in der jetzigen Zeit hört man ältere Ufinger gerne davon erzählen, was sie von ihren Eltern her über den damaligen Aufenthalt der Russen in Ufingen gehört haben. Danach sollen es durchweg gutmütige Leute und ganz manierlich gewesen sein. Aber — sehr unsauber! In einem Hause in der Neustadt wurde den verbündeten Kriegern ein Zimmer als Quartier angewiesen, das erst kurz vorher von dem Weißbinder frisch gemacht worden war. Leider mußte das Zimmer nach dem Weggange der Einquartierung von neuem wieder dem Weißbinder übergeben werden, um die „russischen Andenken“ wieder loszuwerden. Ergötzlich sollen die Russen in ihren prachtvollen Uniformen ausgesehen haben, denn da die ihrigen stark mitgenommen waren, hatten sie mitunter sich Röde und Hosen von den Franzosen „ausgeliehen“. Und so stolzierten denn die baumlangen Kerls in den ihnen viel zu kleinen und engen Uniformen ihrer Feinde stolz in den Straßen Ufingens umher, die Arme und Beine guckten neugierig weit hervor. Mitunter sollen sie auch vor dem Untertore im freien Felde ein Feuer angezündet haben, dann zogen sie sich aus — vollständig, bei bitterer Winterkälte — und schüttelten ihre Hemden über dem Feuer aus, um so der lästigen Mitbewohner loszuwerden, eine ganz einfache, praktische, aber nicht für jedermann passende Entlausungsanstalt! Das Essen schmeckte ihnen sehr gut, doch wollten sie nicht immer Fleisch von den Schweinen (das verdeutschten sie mit dem gekrümmten Zeigefinger, was Ringelschwänzchen heißen sollte), sondern sie wollten auch Fleisch von der „Muh“. Für die freundliche Bewirtung zeigten sie sich aber auch erkenntlich. So erbieten sich z. B. einzelne freiwillig, die Schuhe zu flicken. Freilich ganz elegant mögen diese wohl nicht geworden sein. Doch hat man von Klagen über die russische Einquartierung, wie schon gesagt, nichts gehört, wenigstens ist davon nichts in der Erinnerung geblieben. Allerdings kamen sie damals auch als Verbündete und Freunde. Aber trotzdem werden die Ufinger kein Verlangen haben, noch einmal Russen zu beherbergen.

Sch. Eine Stegreiddichtung über Wiesbaden. In einer Gesellschaft zu Karlsruhe sprach man im Jahre 1869 von Improvisationen. Bei dieser Gelegenheit trug der Professor Dr. Hegewald einen gereimten Vers über Wiesbadens Quellen vor, der als Reunzeiler in seinen Anfangs-, Mittel- und Endworten den Namen Wiesbaden dreimal wiedergab. Das „Impromptu“ erschien nachher als Einzelbrud in der W. Jasper'schen Hofbuchdruckerei zu Karlsruhe und dürfte deshalb hier nur wenig oder gar nicht bekannt sein:

Wie die strahlende Sonne,	Wie der frischen Quellen	Wonne
Jeden froh und heiter stimmen,	Ja, wie uns're guten	Immen
Emig nur Gedelien spendend,	Ewig fort und nimmer	Enden,
Sich bemühen das Wohl zu pflegen:	So schenkt du den Menschen	Segen,
Brunnen voll der reinsten Gnaden,	Bist geeignet du Wies-	Baden
Als ein Tempe zu betrachten,	Als Kassale hoch zu	Warten,
Da Naturvollkommenheiten	Deinen Wert so sinnvoll	Deuten:
Erw'ge Segen soll dir werden,	Erw'ge Heilskraft dir auf	Erden
Nie soll je dein Stern erbleichen,	Nie das Glück sich von dir	Reigen!